

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 124.

Samstag, 7. Mai

1932.



9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In Trotz und Widerspenstigkeit wehrte sie sich noch immer gegen die Wirkung seiner Worte, auf die sie keine Antwort mehr zu finden wußte, aber als Fahrensoll mit unbezangenen, bestimmten Schritten näher kam und sie schließlich seinen herzlichen und gütig lächelnden Blick auf sich gerichtet fühlte, sah sie, noch verlegen und scheu, kurz auf, senkte jedoch sogleich danach wieder den Blick.

„Vertragen wir uns nun wieder, Kind?“ Fahrensolls Worte und Wesen wußten die Bräute so leicht zu bauen, daß sie ein freudig aufloderndes Bedürfnis empfand, ihm auf ihr entgegenzueilen, aber da war plötzlich etwas, was sie zwang, die Augen gesenkt zu lassen und auf ihr Herz zu horchen, das laut und Beachtung heischend heraufklopfte und ihr allzu deutlich und dann schneller und schneller das Blut in die Wangen trieb.

„Ich lasse es also!“ flüsterte sie; sie verstand nicht, warum sie es so leise sagte, warum sie es nicht laut und jeden Widerstand überwindend erklingen ließ, wie das bisher gewesen war. Noch weniger verstand sie, warum sie nicht die Bedingung daran knüpfte, zu der sie vor wenigen Augenblicken noch entschlossen gewesen war: Daß sie die nächste Forschungsreise mitmachen dürfe.

Fahrensoll sah noch immer auf sie hinab, aber auch seine Mienen waren plötzlich ernster geworden, als er selbst es für nötig gehalten hätte, wenn er sich im Spiegel gesehen hätte.

Verblüfft sah er Mari nach, als sie nach einem heftigen Erheben aus dem Zimmer eilte.

„Versuche einer diese Frauen!“ murmelte er kopfschüttelnd hinter ihr her.

13.

„Ich will das bereits Bekannte zur besseren Übersicht noch einmal kurz skizzieren!“ begann Kommissar Kronstedt. „Sie sind vor zwei Stunden aus München zurückgekehrt, Herr Rhomberg. Sie waren so freundlich, mich im Flugzeug mitzunehmen, da ich den im Werk in der letzten Zeit vorgekommenen Materialdiebstählen auf den Grund gehen sollte.“

Wir fanden das Fenster dieses Raumes eingedrückt, aber ohne Fingerabdrücke; ein Beweis dafür, daß der Einbrecher Handschuhe getragen haben muß, um einer Entdeckung vorzubeugen. Der Schrank war erbrochen und beraubt. Auch an ihm waren nur die Fingerabdrücke von Ihnen selbst, Herr Rhomberg, von Ihrem Fräulein Tochter und von Herrn Chefingenieur Doktor Arthur Cleff zu finden, also nur Abdrücke von denjenigen Personen, die täglich mit dem Schrank zu arbeiten haben.

Bitte, Herr Rhomberg, wollen Sie mir zur Bervollständigung meiner Notizen noch sagen, weshalb Sie gestern nach München geflogen sind?“

„Der Bevollmächtigte der Handelsdelegation der Sowjetunion hatte mich zu einer Besprechung gebeten, Herr Kommissar!“

„Können Sie mir über den Inhalt dieser Unterredung etwas sagen?“

„Durchaus! Es ist bereits allgemein bekannt, daß die russische Handelsdelegation das Flugzeug „Ikonen“ der Rhombergwerke gekauft hat. Der Bevollmächtigte bat mich nochmals dringend, den Ablieferungsstermin mit Bestimmtheit einzuhalten!“

Kommissar Kronstedt betrachtete scheinbar abwesend das vor ihm liegende Notizpapier; er schien die Worte unbewußt in sich aufzujaugen.

„Bestand denn“, flüsterte er mehr als er laut sprach, „die Möglichkeit, daß der Termin nicht eingehalten werden würde?“

Betroffen hob Wieland Rhomberg den Kopf. Seine Brauen zogen sich zusammen, und seine gütigen Augen verfinsterten sich ablehnend und zurückweisend.

„Vorgestern allerdings noch, gestern jedoch schon nicht mehr!“ antwortete er in beabsichtigter Kühle. „Die letzte technische Schwierigkeit ist gestern früh in den ersten Stunden endgültig behoben worden!“

„Mein Gott!“, durchfuhr es Lanna. Es kann doch nur eine aufs genaueste orientiert gewesene Person die Pläne gestohlen haben! Sollte Vater vielleicht vorher, vor der Gewinnung der Lösung, in seiner Überreiztheit, Erschöpfung und quälenden Sorge, den Termin nicht einhalten zu können, am Finden des Fehlers verzweifelt und irgend jemand beauftragt haben, die Pläne zu besorgen, um noch Zeit zu gewinnen?! Ist er vielleicht gerade gestern abgereist, um nach der Gewinnung der Lösung den fingierten Einbruch noch zu verhindern, aber zu spät gekommen?“

Die Qual und der Zweifel trieben tiefe Rote in ihr Antlitz. Sie stemmte den Kopf in die Hände, um sie zu verbergen und rang nach Ruhe und Fassung.

Der Kommissar starrte in die Luft; aus seinen Mienen war nicht herauszulesen, was in ihm vorging.

„Noch eine Frage, bitte, Herr Rhomberg!“

Korrekt, aber scheinbar verstimmt, verbeugte sich der Konstrukteur.

„Wo befanden Sie sich gestern abend zwischen einhalb einundzwanzig und einhalb dreiundzwanzig Uhr?“

„In einem der besten Hotels in München, in angenehmer Gesellschaft mehrerer Herren aus der Industrie und Professoren der Technischen Hochschule!“

„Danke, danke, Herr Rhomberg!“

Der Blick des Kommissars blickte unvermutet und scharf in die Augen des Konstrukteurs, in dessen Gesicht sich unter seiner Erwidderung wieder langsam die Röte der Erregung sammelte.

„Fräulein Doktor Rhombert! Wie Sie schon sagten, können Sie bestätigen, daß Sie das Geräusch des Aufbrechens des Schranke von Ihrem Zimmer aus hätten hören müssen, wenn der Einbruch zu einer anderen Zeit geschehen wäre, als zwischen einhalb einundzwanzig und einhalb dreiundzwanzig Uhr?“

Lanna nickte; ihre äußere Ruhe verriet nicht ihre innere Unsicherheit.

„Sie waren zu dieser Zeit nicht anwesend, gnädiges Fräulein?“

„Nein, ich probierte meine neue Kleinmaschine im Nachtflug über dem Chiemsee aus!“

Kommissar Kronstedt nickte bedächtig.

„Wie erklären Sie es sich denn, Fräulein Doktor, daß die Diensthofen nichts wahrgenommen haben?“

„Sie wohnen nicht im Hause, sondern in dem kleinen Gebäude am Eingang des Parkes. Es handelt sich zurzeit nur um zwei Personen, den Diener und die Wirtschafterin!“

„Ist das nicht ungewöhnlich, daß beide so früh das Haus verlassen haben?“

„Allerdings, aber nur auf den ersten Blick. Ich selbst habe sie nämlich heim zu ihren Familien geschickt!“

Der Kommissar stutzte; sein Blick blickte in Lannas Augen.

Was ist das?!, dachte Wieland Rhombert betroffen. Weshalb ist Lanna so unsicher?! Sollte sie aus einem sicher bedeutsamen Grunde heraus den Einbruch fingiert haben?!

Lanna atmete tief auf; ihr Gesicht spannte sich unter dem Zwange der Beherrschung.

„Ich erkenne zwar das von Ihnen verfolgte Ziel nicht, Herr Kommissar, kann Ihre unausgesprochene Frage aber prompt beantworten: Da mein Vater abwesend war, und ich niemand mehr brauchte, der Diener und die Wirtschafterin durch andauernde nächtliche Überbeanspruchung in letzter Zeit aber erschöpft waren, ergab die Beurlaubung sich für mein Gefühl von selbst!“

„Danke, Fräulein Rhombert!“ Die Augen des Kommissars glühten und bohrten. „Dachten Sie nicht daran, daß das Haus mit den überaus wichtigen Plänen auf diese Weise ohne Bewachung blieb?“

„Ich konnte einen Einbruch nicht erwarten, Herr Kommissar!“ Aus Lannas Stimme heraus klang jetzt Gereiztheit, die sie nicht mehr unterdrücken konnte.

Unerträglich, diese Quälerei! dachte Wieland Rhombert erbittert; fast heftig fiel er ein:

„Die Werkwächter haben Order, das Haus von Zeit zu Zeit zu kontrollieren! Der Diebstahl muß zwischen zwei Kontrollgängen ausgeführt worden sein!“

„Auf jeden Fall also von jemand, der mit den Verhältnissen vertraut war!“ erwiderte der Kommissar; zum ersten Male klang eine gewisse Schärfe aus seinem Ton heraus.

Wieland Rhombert zuckte die Achseln.

„Den Eindruck macht es allerdings!“ bestätigte er.

Der Kommissar wandte sich Doktor Cleff zu, der den Verhandlungen mit vor Erregung hochrotem Kopf gefolgt war; auch jetzt noch trommelte er unbewußt auf die Tischplatte.

„Wann verließen Sie das Haus, Herr Doktor?“

Der Chefingenieur zuckte unter der plötzlichen Frage zusammen; seine Augenlider vibrierten nervös, und seine Lippen verschwanden fast völlig zwischen seinen Zähnen.

„Es mag einhalb einundzwanzig Uhr gewesen sein!“

„Weshalb blieben Sie so lange?“

Doktor Cleff redete den Körper und sandte dem Kommissar einen Blick zu, der seine Verärgerung nicht verbarg.

„Herr Kommissar, Sie haben eine Art zu fragen!! Ihr Benehmen macht den Eindruck, als ob Sie einen von

uns nach dem andern verdächtigen wollten. Meiner Anschauung nach liegt die Sache doch bereits ganz klar! Weshalb machen Sie so lange Umstände?“

„Ich bitte um die Beantwortung meiner Frage, Herr Chefingenieur!“ Ungerührt und kühl blickten die grauen Augen des Kommissars zu Doktor Cleff hinüber.

„Ich hatte zu arbeiten, Herr Kommissar!“ antwortete dieser gereizt. „Ich hatte Herrn Rhombert zu vertreten, und ich wäre wahrscheinlich noch länger hier geblieben, wenn ich nicht drüben im Wert noch Unterschriften zu leisten gehabt und Kontrollen hätte erledigen müssen!“

„Und es war alles in Ordnung, als Sie gingen, Herr Chefingenieur?“ Die grauen Augen des Kommissars schienen sich in den Mienen Doktor Cleffs festbohren zu wollen, unbekümmert um dessen zu neuen Ausbrüchen bereite Heftigkeit.

„Herr! Sie fragen in den Schornstein hinein! Glauben Sie denn, daß ich gegangen wäre, wenn etwas nicht in Ordnung gewesen wäre?! Ich werde weitere Fragen dieser Art nicht mehr beantworten! Wozu überhaupt dieses Hin und Her, frage ich noch einmal?! Die Sache liegt doch vollkommen klar!“ Doktor Cleff hieb mit der Faust auf den Tisch und wandte sich brüst an Luz Hartner:

„Wo haben Sie, Hartner, gestedt, gestern abend zwischen einhalb einundzwanzig und einhalb dreiundzwanzig Uhr?“

„Herr Doktor Cleff!“ In schneidender Schärfe fuhr die Stimme des Kommissars auf den Chefingenieur zu. „Ich verbitte mir Ihr Benehmen! Sie haben hier nicht zu fragen! Die Untersuchung wird von mir geführt — und ich stelle diejenigen Fragen, die ich für geeignet halte, um die Angelegenheit aufzuklären und die gestohlenen Pläne wieder herbeizuschaffen!“

Wieder hieb Doktor Cleff auf den Tisch.

„Und ich lasse mich von Ihnen nicht beleidigen, Herr Kommissar Kronstedt, auch wenn Sie amtliche Kapazität für Einbruchs- und Diebstahlsangelegenheiten sind!“

Auch Kommissar Kronstedts Gesicht färbte sich jetzt rot; aber noch immer bedächtig legte er den Füllfederhalter auf den Tisch. Er erhob sich und ließ danach wieder seinen glühenden Blick zu Doktor Cleff hin-schießen, der unter halb gesenkten Lidern her auf den Tisch starrte und mit nervösen Fingern ein Blatt Zeitungspapier nach dem andern verdarb.

„Herr Chefingenieur! Ich ersuche Sie, das Zimmer zu verlassen! Ich verspreche mir von Ihrer Mitwirkung keine weitere Hilfe bei der Klärung des Falles!“

(Fortsetzung folgt.)

Meiner Mutter.

Daß ich dich habe, ist so wunderbar:
Nichts, was mir sonst gehört, nichts, nichts,
Läßt sich damit vergleichen, daß du bist.
Dein gutes Sein umgibt mich überall,
Ich schaue deine Augen, die mich seh'n
Wie keines sonst in weiter, fremder Welt.
Ich schau' dein Antlitz lieb und weß und alt,
Ein jedes Hältchen drin ist mir vertraut,
Zaglicher Kummer, den du lüftst
Um Ferne und um Nahe, auch um mich,
Bleibt mir ins Herz gegraben, weil du bist. —
Doch auch die Freude, riesengroß, ist mein,
Daß ich dich haben darf und küssen,
Noch, noch und immerwieder noch
Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr
Mich schmiegen kann an dich in Not
Und Einsamkeit und Murren,
In Sorgen, die ich niemand sonst vertrau'. —
Geheimniswinkel traut und über alles schön:
Aus leerem Raum taß' ich zu dir und knie.
In dir, und halte, halte dich,
So lang mein Herz noch schlägt.
Oh, über alles, alles in der Welt —
Halt' ich dich fest: Mutter!

R. I. Kreuz.

Jagd und Hege im Mai.

Wild-, Wald- und Weidmanns-Bilder aus alter und neuer Zeit.

Mit welcher Freude haben wir als Studenten in der Mitternachtsstunde der Walpurgisnacht auf dem Marktplatz der alten Universitätsstadt den Monat Mai begrüßt! Aus dem Korpshaus zogen wir in „Kolonnen zu einem“ feierlich mit Fackel und Bierseidel auf den Markt, wohin von allen Seiten abends solche Fackelzüge sich bewegten. Und mächtig ertlang dann das schöne Lied:

„Der Mai ist gekommen“.

Ich habe immer das Gefühl, als ob jene rechte Freude, jene sorglose Fröhlichkeit angesichts der ungeheueren Not der Zeit aus Deutschlands Gauen und aus unserer Jugend geflohen sei! Was will solch' armer Abiturient von 1932 auch anfangen? Die akademische Laufbahn ist nahezu aussichtslos! Wie gerne würde mancher Forstfach studieren aus Liebe zum Wald, zur Natur und zur Jagd, aber das ist ganz aussichtslos. Wir Jägerleute wollen gegenüber all' dem großen Elend noch zufrieden sein, denn immer wieder finden wir in unserem, nun zu neuem Leben erwachenden Walde, der in seinem hoffnungsfrohen Grün zu neuer Pracht ersteht, Trost und Frieden!

Wenn wir im schönen Monat Mai den Wald durchpflügen, auf den frisch ausgereichten und aufgearbeiteten Pflüchspaden, dann beobachten wir überall neues Leben. Wir sind in diesem Monat ausschließlich Jäger! Und das ist gut so! Vorbei ist jene Zeit, wo am ersten Mai die Jagd auf den „roten Bod“ ausging. Wie sah ein solcher Bod jämmerlich aus! In seinem grauen, von roten Flecken durchsetzten Kleid ein Bild des Jammers. Und dieser arme Bod war von irgendeinem Schiefer aus einem Erdloch mit einer Donnerbüchse und einem Aufwand von Schrot zusammenkartätscht worden! Gut, daß diese Zeit vorbei ist! Dem edlen Schalenwild gebührt die Kugel! Und die Jagdscheine zeigen jetzt übereinstimmend das Bild, daß der Rehbod erst vom 1. Juni ab geschossen werden darf. In Preußen besteht zwar die Möglichkeit, den Beginn der Jagd auf den Rehbod auf den gesetzmäßig fixierten Tag, also auf den 15. Mai freizugeben, aber in den meisten Fällen setzt der Bezirksauschuß den 1. Juni als Jagdausgang fest. Kein gerechter Jäger wird einen Bod schießen, der noch nicht voll verjährt hat. In Bayern und Hessen beginnt die Jagd auf den Rehbod am 1. Juni.

Dieser Hegemonat Mai bringt dem Weidmann reichlich Arbeit. Die Wildbäder müssen bestellt und die Sulzen geräumt und neu eingerichtet werden, wenn es nicht schon in der zweiten Hälfte April geschehen ist. Salzleden müssen geschlagen, Stacksulzen hergerichtet werden! Pfannsteine werden ausgelegt und dem Wilde Salz und immer wieder Salz verabreicht. Nach meinen Erfahrungen ist es das beste Mittel, um unser edles Schalenwild gesund zu erhalten. Neben dieser Tätigkeit müssen Maßnahmen getroffen werden, um die Felder gegen Wildschaden zu schützen; die mit Winter-Kroggen bestellten Äcker werden allmählich freigegeben.

In Nieder-Jagd-Revieren sind die Rehbühner vor dem herumtreichenden Raubzeug zu schützen, sowohl vor dem vierbeinigen wie vor dem geflügelten; das Haar-Raubwild hat für seine Nachkommenschaft zu sorgen; da ist es weiter nicht verwunderlich, wenn es jetzt öfters größeren Schaden verursacht! Den größten Schaden verursachen nach allgemeiner Ansicht und Erfahrung aber die aussichtslos herumsträunenden wildernden Hunde und Katzen, die Krähen und Elstern.

Hoch-, Dam- und Rehwild und die Gemse verfärben; die Sehzzeit beginnt. Um die Mitte des Monats Mai setzt die Rade und nun heißt es doppelt im Revier um Ruhe sorgen.

Auch das Flugwild bereitet den Familienzuwachs vor. Das Brutgeschäft ist in vollem Gange. Hoffentlich haben wir im Mai schönes, sonniges Wetter, Plazregen und lang anhaltendes Regenwetter können alles verderben.

Im Monat Mai hält Frau Ermelyn, Keineles Gemahlin, ihr Wochenbett in der Burg Malepartus. Die Zahl ihrer Sprößlinge schwankt zwischen drei und zwölf, meist trifft man ein halbes Duzend der postlerischen Gesellen vor dem Bau an. Allzeit habe ich eine Lanze für Keineles Fuchs gebrochen und ich werde es auch immer weiter tun. Schon werden Stimmen laut, die sogar eine gesellige Schonzeit für den Fuchs fordern. Wie schön ist es, einen Fuchs im Winterwald zu schießen: von Hubertus-Tag bis Anfang Februar ist wahrscheinlich genug Zeit zur Jagd! Warum müssen Mutter und Sprößlinge auf einmal vertilgt werden? Man sehe sich die lustigen Fuchs-Welpen bei ihrem Spiel auf dem Baue an! Es ist mir unverständlich, wie man

diese Tierchen morden kann! Der Nothheit Gipfel aber ist es, die alte Fähe, die Mutter von den Kindern wegzuschleichen, und die Jungen dem Schicksal zu überlassen. Mag der Vater Keineles auch noch so sorgsam sich der Welpen annehmen, die Mutter wird er ihnen nie ersetzen können! Der Fuchs hat in unserer Jagdgeschichte ohnehin genug durchmachen müssen! Man denke nur an das grausame Fuchsprellen das im 17. Jahrhundert an manchem deutschen Hofe gern geübt wurde. Herren und Damen nahmen daran teil, zunächst freilich nur in tätiger Weise, aber es kam auch vor, daß ein Mitglied der Jagdgesellschaft, das gegen die Weidmannssprache sich vergangen hatte, noch im 18. Jahrhundert „auf einer Ochsenhaut zur Lust geprellt wurde, daß ihm Kopf, Rücken und Beine weh taten.“ Das „Fuchsprellen“ ward mit Feierlichkeit eingeleitet. In langer Reihe zogen die Preller und die Prellerinnen in grüner, goldbestickter Kleidung, unter den Klängen der Parforce- und Hift-Hörner in einen festungsgrenzten Raum, dort machten sie rechts und links Front, sodas sich je ein Paar gegenüberstand, und jedes Pärchen hielt ein Schwungtuch zwischen sich. Dann wurden die unglücklichen Opfer duhendweise in den Hof gelassen: Fische, Hasen, Dächse, Warden, Missete; sie wurden hin und her gejagt und unter dem Jubel der Gesellschaft solange in die Luft geschleudert, bis sie mit zerbrochenen Gliedern regungslos am Boden lagen, oder kümmerlich sich fortzuschleppen suchten in der Hoffnung, einen Unterschlupf zu finden, der sie aus dieser Hölle retten konnte.

Um die Knochenbrüche zu verzögern, ward die Arena eine halbe Elle hoch mit frischem Sande beschüttet, „damit die Kurzwelse desto länger dauern möchte... denn sonst würde die Lust bald zu Ende gehen, wenn die armen Tiergen in dem Herunterfallen den Kopf auf die Steine schlugen oder den Rückgrat und das Kreuz oder die Läufe zerbrächen.“ Florinus erwähnt noch in seinem zu Nürnberg anno 1751 erschienenen Buche dieses rohe Vergnügen und bemerkt zum Schluß: „Der Abschuß ist, daß die lieben Fische, die solche gute Schwung gemacht, da sie ohnedem ganz entkräftet und matt, ja die armen Welsen mit Drömeln und Prellen gar zu tod geworfen, oder denen das Glück noch besser will, gepörricht, tapfer und weidmännisch ihr Leben vollends aufgaben.“ Mit Abscheu wenden wir uns in dem weidmännischen Empfinden unserer Tage von dieser Jagdart ab.

Man denke daran, wieviel Fische in allen möglichen Fallen und Fang-Geräten sich in fürchterlichen Schmerzen im vollstem Sinne zu Tode gequält haben! Dann ist man mit den Mitteln der Chemie gegen den armen Keineles zu Felde gegangen! Ich meine, man sollte dem viel Verfolgten eine kleine Ruhepause gönnen und ihn in seiner Burg Malepartus im schönen Monat Mai unbehelligt lassen und auch schonen, bis das Jagdhorn auf der Hubertusjagd ertönt. Flieht der Rotrod dann über die Schneise, dann Weidmann zeige deine Kunst! Bliß und Knall: ein schmerzloses Ende!

Da für den Monat Mai „Ruhe im Revier die erste Bürgerpflicht“ ist, so wollen wir noch einen kurzen Ausflug in unser jägerliches Brauchtum machen und über „das Weidblatt oder das Pfunde geben“ sprechen. War auf einer Jagd ein Fehler gegen die Weidmannssprache festgestellt worden, so benachrichtigten die Ankläger, die gleichzeitig als Zeugen auftraten, den Ober-Jägermeister. Nach Schluß der Jagd wurde der Missetäter dem Ober-Jägermeister zur Aburteilung vorgeführt. Nach einem Gerichtsverfahren, das in bestimmten Fragen und Antworten festgelegt war, wurde das Urteil gesprochen. Der verurteilte Sünder mußte sich über einen erlegten Hirsch hinstrecken, ein paar Jäger schlugen ihm den Rodzipsel über den Rücken und zogen ihm die Hosen stramm. Unter dem Klang der Jagdhörner trat der Jägermeister hinzu zog den Hirschfänger vom Leder und verjehrte dem Verbrecher drei Hiebe mit der flachen Klinge. Beim ersten Hieb rief er „Ho, ho, das ist für meinen Fürsten und Herrn!“ beim zweiten: „Das ist für Ritter, Reuter und Knecht!“ und beim dritten: „Ho, ho, das ist das edle Jägerrecht!“ Dabei brach der ganze „Umstand“ in ein „Ho, ho“, aus, die Walddörner ertönten, der Missetäter erhob sich und mußte für die „gerechte und gnädige Strafe“ seinen Dant aussprechen. Schade, daß für manche Aasjägerel unserer Tage das „Weidblatt“ nicht mehr in Anwendung kommen kann; es wäre manchmal sehr angebracht!

Wer den Winter über ein treuer Jäger seines Wildes war, der steht dem letzten Tag des Monne-Monats Mai mit gerechter Freude entgegen. Mit gutem Gewissen darf er seine treue Büchse auf den guten Bod richten, den er sich als Erstling ausersehen hat! Auch bei weiterem Abschluß

wird er nach hegerischen Grundsätzen verfahren und die Besten bis zur Blutzzeit zurückstellen. Sein weidmännischer Leitsatz, sein oberstes Gebot heißt:

Das ist des Jägers Ehrenschild,
Daß er beschützt und hegt sein Wild —
Weidmännisch jagt, wie's sich gehört:
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!"

Weidmannsheil!

Dr. Ludwig Roth.

An meinen Sohn zum ersten Geburtstag.

Von Otto Doderer.

Lieber, kleiner Junge, Du tappst noch in der Helle des Ursprungs und müßt Dich, die Gewohnheiten der Menschen anzunehmen. Du tastest noch nach den Mitteln des Ausdrucks und des Verständnisses, aber hinter Deinen aufgerissenen Augen und in Deinem unzerstörten Hirnchen wühlt und funkt schon das Bewußtsein. Deine Beinchen gehen noch unsicher und bedürfen des Haltes, Dein Mund stammelt noch die ersten abgelauchten, ohne Sinn verbundenen Vokale, aber Du äußerst schon Lachen, Verwunderung, Zorn, Begierde, Eifer, Stolz. Du bist schon eine Persönlichkeit, vor der der Hochmut der Erwachsenen in die Knie sinken müßte. Du tapferes Menschlein, das alles mit sich allein abzumachen, sich jede Frage selber zu beantworten hat, und doch schon den Schlüssel zu den Rätseln der Welt gefunden, in dem einen Jahr seines Erdenlebens ein Maß von Begriffen sich zu eigen gemacht hat, das, an dem Wachstum der Bildung späterer Jahre gemessen, überwältigend ist.

Heute, an Deinem ersten Geburtstagsfest, will ich etwas aufschreiben für Dich, das bleiben soll in Deinem Leben immerdar. Noch gehen die Worte an Dir vorüber, aber wenn Du selbst ein Mann geworden bist, sollst Du sie aufrufen dürfen wider mich. Auch sind Worte nur Formeln, hinter deren Falten die Gedanken einherkommen. Im Geist aber sind wir eines mit allem Lebendigen und von allem Anbeginn. Er ist das, was uns rührend verwandt mit Dir annütet im Blick jedeswedes Kreatürlichen. Und dieser Geist soll Dich anreden aus meinen Worten, damit meine Gedanken sich eintreiben in Dein Dasein.

Ich will mich bekennen zu der Schuld, die ich an Dir abzutragen habe. Denn ich habe Dich aus den ewigen Himmeln in die Wirren der Irdischkeit gelockt. Du, löstliches Mysterium der Zweieinigkeit, riffest Dich los vom Herzen Deiner Mutter mit einem Schrei, einem Schrei der Empörung, als die Grelle des Erdenlichts Dich anfiel. Ich habe den Sinn dieses Schreies wohl verstanden. Der Schrei war gegen mich.

Wahrlich, Du wirst es nicht leicht haben, das Gefühl für Größe, Reinheit und Edelmüt in Dir aufzuziehen, unabhängig zu sein, stolz, treu, milde, das Schwülstige zu scheuen, um das Einfache zu lieben, das allein wahr und erhaben ist. Denn wir haben Dich ans Kreuz der Leidenschaft knechtischer Menschen geschlagen. Vater und Mutter, sich vielfach Widerstrebendes, sind in Dir vermischt. Viele Vorfahren münden in Dir, und Du bist mit Herkunft beladen. Aber Du sollst größer werden als wir.

In unserer Generation war die Feindschaft aufgestanden gegen die Väter. Einer, der uns voranging, sprach das bittere Wort: „An Euern Kindern sollt Ihr gut machen, daß Ihr Eurer Väter Kinder seid“, und einer, der nach ihm kam, sprach das härtere Wort: „Wenn dereinst von Sohnespflicht, mein Sohn, Dein alter Vater spricht, gehorcht ihm nicht, gehorcht ihm nicht!“ Wir aber, mein Sohn, wollen miteinander, nicht gegeneinander sein, wir wollen miteinander Befreundete sein. Deine Erfahrung wird Dich einmal von Deinen Eltern entfernen, denn die Erfahrung Deiner Zeit wird eine andere sein als jener Zeit, die ihnen widerfuhr; dann wollen wir Eltern aber, wir Älteren, wir Veralteten, uns bemühen, dereinst jung zu sein mit Dir. Ob mich mein Vater auch so unbändig liebte, wie ich Dich liebe? Ich hätte dann vieles abzubitten.

Ich habe Ehrfurcht vor Dir, liebes Bübchen, wahrhaftig Ehrfurcht, denn die Tapferkeit, mit der Du Deine Natur behauptest, ist ehrenwerter als die Erbärmlichkeit, mit der wir tagtäglich unsere Meinungen verleugnen. Und die Ehrfurcht soll Dir erhalten bleiben, damit Dir die Tapferkeit erhalten bleibt. Ein Schicksal wächst mit Dir auf — wir haben darüber keine Macht. Eine Zukunft reißt in Dir heran — es ist ein Stück der Zukunft Deutschlands und der kommenden Menschheit. Sie ist in die Einzelnen verteilt wie die

Sterne am Himmel. Wir wollen den Stern Deiner Zukunft rein und leuchtend erhalten. Er soll in unsere Sorge gebettet sein. Du sollst Dich nicht an Kleinem zerspalten, damit Du für das Große gestählt bist. Wir dienen um Dich.

Dies habe ich an Deinem ersten Geburtstag Dir zu sagen gehabt, mein Kind. Ich pfeffere noch einen Kuß dazu über alle Längen- und Breitengrade der Erde und der Zeit, der Dich seien soll gegen alle Teufel menschlicher Gemeinheit.

Das Sonntagsvergnügen.

Von Fritz Ertler.

Es ist nachmittag 3 Uhr, und ein Sonntag, wie sie der Frühling uns armen Münchnern so gerne schenkt. Der Himmel ist launisch, er weiß nicht, was er machen soll, weinen oder lachen. Die Straßenbahn ist leer, ich bin der einzige Gast im Anhänger. Auch der Schaffner unterhält sich nicht mit mir, er ärgert sich anscheinend über den Himmel, dessen griesgrämiges Gesicht nun immer finsterner wird.

Nun steigen drei Fahrgäste ein, Vater, Mutter und Kind, Münchener Urtypen. Die beiden Alten scheinen in ziemlich angeregter Unterhaltung zu sein, jedenfalls werde ich gar nicht beachtet.

„Woast jetzt nacha vielleicht doch scho, wohin ma eigent-lich fahrt?“ fragt der Mann bissig die Frau, als der Schaffner die Fahrtarten gibt.

„Nach Großhesselohe, ins Martal“, entgegnet sie energisch. „I fahrt immer gern ins Martal, denn es is allerweil was los obn, da siegt Pattla, manchmal Floß.“

„Schwimma deans a, vorausgeseht, daß d' Mar net zu- frorn is, bei dem Mailüsterl, des heit wieder amoi wagt!“ vollendet er grimmig. „Schad“, daß toa Aschenbahnrennerts in Rymphenburg is, dös war mir vui liaba.“

„Mit'm Kind? Jetzt hats di aber direkt derwischt! Und wias da zuageht draußn, siegt ja überhaupt nix vor lauter Leut.“

„Aber knattern hörstas doch!“

„Natürlich scho wegn dem, daß i a Motorradl knattern hör, müast i eigentlich aufs Aschenbahnrennerts geh. Weil ma sonst nirgends oans knattern hört.“

Der Vater schweigt und sieht nach dem Himmel. „s Weda werd allaweil schöna, jetzt werd sa se glei aufhelln zu an Wolkenbruch. Am liabstn fahrt i überhaupt nach Planegg.“

„Da muasts aber lusti sei obn“, höhnt die Mutter, „da san scho a paar derfrorn.“

„Aber a guate Luft is obn, a richtige, feine Waldluft, und a Hubertusbier wern ma a no kriegn.“

„Du, Mama“, fragt nun das kleine Mädchen, „macht des nix, wenn i mi do oloan?“

„Oloan!“ zürnt die Mutter, „wia oft hab i dir scho glagt, du sollst net so gichert daherredn, gwöhn da doch endli amoi a Buidung o.“

„Oloane, oloane“, verbessert das Kind nun schüchtern unter den strahlenden Blicken der Mutter.

„Hauptbahnhof!“ ruft der Schaffner, der mit tiefem Interesse dieser Unterhaltung gefolgt ist und boshaft schmunzelt.

Ich folge den Dreien unbemerkt zum Holztirchner Bahn- hof. Die große Halle ist menschenleer, nur ein Schalter ist geöffnet.

„Herrgott, gehts da zua, grad drucka deans, daß nauf- summa ins Martal bei dera herrlichen Witterung!“ höhnt der Vater. „Hätt' i doch glei glagt, daß i ins Martal mücht, dann warn mir bestimmt nach Planegg gefahrt.“ Er geht zum Schalter. „Bitt schön, wann geht denn der nächste Zug ins Martal nach Großhesselohe?“

„Um sechzehn Uhr dreißig“, brummt der Beamte.

„Also des is — iaz wart amoi — des is halbe fünfe. Da mias ma ja gar net lang wartn, blos anderhalb Stund.“ Nun wendet er sich an mich. „Freilein, fahrt Sie auch ins Martal? Dann schauens nur, daß geschwind ihr Billett kriegt, es pressiert, der Zug fahrt nämlich in anderhalb Stund.“

„Wist's was“, schlägt nun die Mutter vor, „mir fahrt hoam, dann loch ich euch an gheintn Kaffee. Was tuan ma denn im Martal bei dem eiskalt'n Wind.“

„Siegt, Alte, das is eine Idee“, lacht nun der Vater über das ganze Gesicht, und alle drei verlassen einig die Bahnhofshalle.